

Geburt eines Liedes

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **242 (1963)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GEBURT EINES LIEDES

von Maria Dutli-Rutishauser

Das Gedicht

«Bornhauser! — Bornhauser! Wo stecken Sie denn wieder, junger Träumer?»

Erst war des Rufenden Stimme erregt und fast böse. Doch in den letzten Worten lag schon ein wenig Sorge.

Der blonde Seminarist hörte wohl, daß man ihn suchte. Aber konnte er jetzt, wo er endlich ein stilles Versteck und eine Stunde Ruhe gefunden hatte, hervorkommen und sich ausfragen lassen? Wenn der Herr Seminardirektor etwas Wichtiges von ihm wissen wollte — bei Gott, er hatte etwas *noch* Wichtigeres zu tun! In diesem Hause schien man zu vergessen, daß jeder der Zöglinge ein eigenes Leben und schließlich sogar Liebhabereien mitgebracht hatte. Die Hausordnung übergab diese Tatsache und machte die jungen Leute und zukünftigen Pädagogen mittels vieler Paragraphen zu uniformen Wesen, die nicht denken, nur gehorchen mußten. Sogar die Bettzeit war ihnen, den fast Erwachsenen, genau bemessen, weshalb Johann Ulrich Bornhauser gezwungen war, neben dem staatlich anerkannten Stundenplan noch einen ganz privaten, nur dem eigenen Gewissen unterstellten, zu haben.

An diesem Abend, der milde und blau war von sanfter Dämmerung, schrieb Johann Ulrich Bornhauser ein Gedicht. Diese Arbeit konnte er nicht im überfüllten Studiensaal, noch weniger in seiner engen Zelle bewerkstelligen, denn das Wort floß

ihm nicht leicht vom Herzen in die Hand. Vielmehr meinte er, das Versmachen sei die aller-schwerste Arbeit auf Erden, nicht zu vergleichen mit dem Studium am Seminar. Auch das Heuen, Mistzetten und Obsten bei den Bauern zu Weinfeldern, die den Knaben während der Ferien «Um Essen und gute Worte» einstellten, dünkten den

jungen Mann ein Zeitvertreib gegenüber der Aufgabe, die ihm oblag.

Eine schwere Frage plagte den Dichter. Die trug er seit Wochen mit sich herum und fand den Mut nicht, sie einem Kameraden oder gar dem Seminarleiter Wehrli vorzulegen. Er fürchtete nichts so sehr wie den Spott. Schon dem Schulbuben bedeutete das Gelächter der Mädchen eine größere Qual als die Schläge der Kameraden. Und beides bekam er öfters zu spüren, denn seine Verhältnisse zu Hause waren so unglücklich, daß er durch viele Jahre die Zielscheibe jugendlicher Roheit blieb. Vater und Mutter vertrugen sich nicht, sie lösten ihre Ehe auf und das schwächliche Büblein Johann Ulrich Bornhauser

wurde von seinen Großeltern erzogen. Er konnte nicht wie andere Buben sagen: «Paß auf, wenn dich mein Vater erwischt!»

Der Schatten freudearmer Jugend folgte dem Jungen auch in's große Haus nach Kreuzlingen ins Seminar. Wenigstens glaubte es Johann Ulrich und das genügte, um ihn unsicher und mißtrauisch zu machen.

Dabei hätte er sich freuen können. Seine Stu-



An diesem schönen Märzabend ward es dem Jüngling so leicht und froh ums Herz, daß er sich erstaunt fragte, was denn geschehen sei.

dien gediehen, er war ein talentierter, fleißiger Schüler, dem besonders «Vater Wehrli» viel Aufmerksamkeit schenkte. Aber da war auch der dunkle Zweifel: Bin ich wirklich ein Dichter? Ist das, was mich inwendig drängt und brennt, der Genius der Kunst, oder bin ich ein eingebildeter, genarrter Mensch, der glaubt, seine unglückliche, zerrissene Innenwelt in Gedichten offenbar zu machen?

Vielleicht hätte Johann Ulrich den Mut dennoch gefunden, sich jemandem anzuvertrauen, doch hielt ihn die Angst ab. Wie, wenn ihm einer sagte, seine Verse seien Hirngespinnste und unbrauchbar? Dann sank für ihn alles zusammen, was sein armes Leben noch gehalten und getragen hatte.

An diesem schönen Märzabend ward es dem Jüngling so leicht und froh ums Herz, daß er sich erstaunt fragte, was denn geschehen sei. Es war vielleicht die große Stille im Klostergarten oder der leise, monotone Gesang der Augustiner-Mönche, die im Chore ihrer Kirche das Nachtgebet verrichteten? Johann Ulrich hielt den Atem an, um die kostbare, glückliche Welle nicht zu stören. Und ohne daß er es merkte, ohne sich anzustrengen wie bisher, sang in seinem offenen Herzen eine Melodie. Er war kein Sänger und kein Musikus, aber aus der Tiefe seines Wesens erstand ein Lied, das vielleicht schon lange oder überhaupt immer in ihm gelebt hatte. Er wußte Ton und Worte ganz genau. Einer erwachenden Quelle gleich sprudelten die Verse hervor, ungetüm und ursprünglich. Mit Entzücken und Jubel erkannte der junge Mann, daß das, was sein Herz diktierte und seine Hand eilig schrieb, ein wirkliches Gedicht war. Wie eine Erlösung geschah es ihm: Das Denken, Grübeln und Bangen langer Zeit ward fruchtbar — der bestellte Acker seiner Seele gab die schöne Ernte her, die er nicht zu erleben gehofft hatte. Während er im spärlichen Lichtschein, der aus den Chorfenstern zum Garten floß, in das Heft auf seinen Knien schrieb, sahen die brennenden Augen goldene Ackerzelgen, blühende Wiesen und jungen, schwellenden Wald. Er wußte um des Thurstromes liebliche Schönheit, wenn er sommers zwischen wogendem Korn in die sonnigen Weiten unbekannter Ferne enteilt. Er hörte die Glocken vieler Dorfkirchen den Sonntag einläuten — helle und dunkle Glocken

der Freude und der Trauer. Und er fühlte mit bisher nie empfundener Intensität, daß ihm dieses Land zwischen See und Bergen *Heimat* war — eine Heimat, die das Kind immer gesucht und nicht gefunden hatte, weil sein Herz eine Stube meinte, einen Vater und eine Mutter. Jetzt wurde er beglückt inne, daß Heimat das *Land* ist, darin einer geboren ward und dessen Schönheit einem das Gemüt bewegt. Wie mit liebender Gebärde umfingen seine Worte den fruchtbaren, braunen Erdgrund, die schattenden Obstgärten und die sonnigen Rebhügel ob seinem Dorfe Weinfeld. Ein Kranz rundete sich — Liebe, Lob und Dank flochten ihn in sechs breiten Strophen zur tief empfundenen Gabe:

Dem Thurgau

O Thurgau, du Heimat, wie bist du so schön!

Dir schmücket der Sommer die Täler und Höh'n.

O Thurgau, du Heimat, wie bist du so hold!

Dir tauchet der Sommer die Fluren in Gold.

O Land, das der Thurstrom sich windend durchfließt,

Dem herrlich der Obstbaum, der Weinstock entsprießt,

O Land, mit den schmelzenden Wiesen besät,

Wo lieblich das Kornfeld der Abendwind bläht!

O Heimat, wie blüht dir im sonnigen Glanz

Von Dörfern und Flecken ein herrlicher Kranz!

O Heimat, wie tönt dir bei Feier und Grab

Das Glöckengeläute vom Kirchturm herab!

O Thurgau, wie liebe, wie schätze ich dich!

Wohl locken viel schönere Gegenden mich,

O Thurgau, mich fesselt ein engeres Band

An dich, du geliebtes, du wonniges Land!

Und finde ich schlummernd im Grabe einst Ruh',

Dann decket die heimische Erde mich zu.

Und öffnet das Jenseits sein strahlendes Tor,

Dann schweb' ich von Heimat zu Heimat empor.

Drum Thurgau, nimm hin noch den schwellenden Gruß,

Nimm hin von den Lippen den glühenden Kuß.

Und bleibe in Eintracht und Liebe vereint,

Dann ewig die Sonne des Friedens dir scheint!

Der Seminarleiter Johann Jakob Wehrli machte spät nachts seinen Rundgang durch das «Schlöbli», das die Mönche für die neue Lehrschule hatten abtreten müssen. Vor Bornhausers Zellentüre blieb er unschlüssig stehen. Ob er eintreten und dem Studenten sagen sollte, er möge sich künftig mehr an die Hausordnung halten?

Doch halt! Kam da nicht eben jemand über die hintere Stiege herauf? Der Lehrer hob sein La-

ternchen höher und sah, wie der junge Bornhauser aus dem engen Treppenhaus in den Gang wuchs, Stufe um Stufe bedächtigt ersteigend. Zorn überkam den Mann!

«Bornhauser, was fällt Euch ein, zu nachtschlafender Zeit außer Haus zu sein? Wißt Ihr nicht, daß heimliches Herumstrolchen die Ausweisung aus dem Seminar nach sich zieht?»

Johann Ulrich aber lächelte. Er schien seines Vorgesetzten Drohung nicht zu verstehen. Leuchtenden Antlitzes sagte er:

«Herr Wehrli, haben Sie ein wenig Zeit? Ich möchte Ihnen etwas zeigen.»

«Ihr? Gebt Euch keine Mühe, — Ihr habt mich böse enttäuscht!»

Aber der junge Mann nötigte den Schulleiter in seine Klausur und schloß hinter ihm die niedere Türe. Im Scheine einer Unschlittkerze las er dann sein Gedicht, hob und senkte seine Stimme, daß sie bald wie ein Gesang klang und wieder zum Windgeflüster über Sommerwiesen wurde. Und als er die Strophe las:

*Und finde ich schlummernd
im Grabe einst Ruh',
Dann decket die heimische
Erde mich zu.*

*Und öffnet das Jenseits sein
strahlendes Tor,
Dann schweb' ich von Heimat
zu Heimat empor.*

da standen dem alternden Manne Tränen in den Augen. Er nahm sein rotes Schnupftuch aus dem Sack und sagte brummig:

«Zum Tonderwetter! Wenn das nicht schön ist! Bornhauser, Ihr seid ein Dichter! Und ein Sänger dazu — denn man könnte diese Verse singen, sie sind melodisch. Wo habt Ihr das nur her?»

Bornhausers Augen wurden weit und glänzend wie die eines Fiebernden. Seine mageren Hände umfaßten die Tischkante als er langsamerwiderte:

«Ein Lied? Ja, so habe ich es auch gemeint. Vielleicht wird es jemand in Töne setzen und es könnte sein, daß man es später in einer Schule singt. Es wäre schön, wenn unser junger Kanton ein eigenes Lied hätte, nicht wahr? Ich weiß nicht, woher es mir zukam, es war einfach da, ich mußte die Worte nur niederschreiben, weiter nichts.»

Verlegen, wie die rechten Thurgauer sind, stand Vater Wehrli mit seinem Laternchen da und wehrte sich gegen die weiche Regung, die ihn beschlich und sagte laut und fast rauh:

«Also dann macht, daß Ihr in's Bett kommt! Seht nicht am besten aus und überdies hustet Ihr ja, beim Tonder!»

Sprach's und stiefelte aus der Zelle, darin ein glücklicher Mensch nicht ahnte, daß dieses Lied der Heimat noch lebendig sein würde wenn 100 und mehr Jahre über sein frühes Grab gegangen waren.

Die Melodie

Von den Höfen und Weilern im obern Thurgau kamen die Schulkinder mit Schreiftafeln, Schwamm und Griffel gelaufen. Es war Spätherbst und die Schule begann wieder, nachdem sie den Sommer über eingestellt war.

Johannes Wepf, der Schulmeister zu Küm-

mertshausen, empfing seine Zöglinge freundlich. Der gute Wille, seine Pflicht an den ihm Anvertrauten zu tun, stand ihm im offenen, gescheiten Gesichte geschrieben. Ein halbes Jahr war lang, wenn man siebzig und mehr Schüler zu betreuen hat. Dazu kam, daß ihm die Bauern aufsässig waren, seit sie wußten, daß er sommerlang nicht schaffte wie sein Vorgänger, sondern wie ein Wanderbursch durch Wald und Feld zog, bald da, bald dort Unterkunft und Hafersuppe findend.



Im Scheine einer Unschlittkerze las er sein Gedicht, hob und senkte seine Stimme, daß sie bald wie ein Gesang klang.

Ob er am Ende eine Zigeunerbande machen wolle aus den Schülern und Meitli von Kümmerthausen? Und als sie obendrein erfuhren, der Schulmeister Johannes Wepf setze Lieder, da kannte ihre Verachtung keine Grenzen. So, ob er vielleicht auch das Einmaleins und den christlichen Glauben auswendig wisse? Lieder! Was mußte ein Lehrer Lieder schreiben! Bei ihnen da in den Höfen allweg war so etwas nicht nötig.

Johannes Wepf wußte um diese Feindseligkeit. Die Schulkinder sprachen davon, und es war schwer, Autorität zu haben. Aber heute dachte der Lehrer, es müsse, müsse recht gehen, wenn er es selber an nichts fehlen ließe und die Kinder mit Liebe und Geduld auf seine Seite zog.

Noch ein wenig laut und ohne rechte Aufmerksamkeit saßen die neun Klassen da. Viele der Kinder hatten kein Schreibzeug bei sich, und andere konnten den Griffel nicht gerade halten, weil ihre Finger vom vielen Schaffen steif waren.

Lachend klappte Johannes Wepf sein Buch zu, aus dem er eine Stelle hatte diktieren wollen:

«Ich sehe, ihr seid noch nicht ganz beieinander! Morgen wird's dann etwas besser gehen, nicht wahr? So machen wir heute lieber etwas, das euch mehr freut. Wir wollen singen. Könnt ihr das Lied noch: Es taget vor dem Walde?»

Nur wenige Mädchen hoben die Hand hoch. Die Buben lachten. Einer, der Lebrecht Rutishauser, sagte halblaut:

«Der Vater hat gesagt, das sei ein blödsinniges Lied.»

Schon wollte der Zorn in des Lehrers Hände fahren, doch bezwang er sich und lachte:

«Soso. Dann probieren wir halt ein neues. Ich habe da ein Gedicht gefunden von einem Schulmeister, das wie gemacht ist zum Singen. Kathrinli, lies einmal diese Verse.»

Ein blondes, großes Meitli erhob sich und nahm das Papier zur Hand. Bei den ersten Worten stolperte seine Zunge, aber bald las es einen Vers ohne anzustoßen.

«Langsam — langsam», gebot der Lehrer. «Lies das noch einmal. So: O Heimat, wie blüht dir im sonnigen Glanz, von Dörfern und Flecken ein herrlicher Kranz — wart Kathrinli — ich glaube, mir fällt die Melodie ein!»

Vergessen waren die sechs Dutzend Bauernkinder, die lesen und schreiben lernen sollten. Johannes Wepf wußte nur die Töne, eine ganze Menge von Tönen und Klängen, die sich in seinem Kopfe aufreichten und Gestalt annahmen. Er riß seine Geige hervor und rief:

«Kathrinli, jetzt lies schön und langsam, als wenn du singen möchtest.»

Das Kind las. Es war sonst ganz still in der Schulstube. Nur diese Mädchenstimme und der Geige leise Musik flossen ineinander. Einmal hielt Kathrinli inne, weil es meinte, der Schulmeister wisse die Weise längst

auswendig. Aber da wurde er aufgeregt und fuhr es an:

«Lies! Merkst du nicht, daß es um etwas Großes geht? Jetzt kommt ein Lied zur Welt — ein Lied!»

So sehr nahm das Spiel Johannes Wepf gefangen, daß er nicht achtete, wie seine Schüler leise und schleichend aus der Stube gingen. Nur ein paar kleine Mädchen und Kathrinli waren noch



«Kathrinli, jetzt lies schön und langsam, als wenn du singen möchtest.»

da, als er endlich die Geige senkte und lächelnd dem letzten Tone nachhörte, der das Lied vom Thurgau beschloß.

Jaja — so ist es nun. Das Lied ist gut, nicht wahr, Kathrinli? Kannst es gewiß schon ein wenig singen, oder?»

Gehorsam wie immer, begann das Mädchen zu singen. Noch mußte es die Töne suchen, aber dann fiel der Schulmeister mit der Geige ein und bald versuchten auch die andern Schulmeitli ein wenig mitzusummen.

Als der Präsident der Dorfschule Kümmertshausen das Schulhaus betrat, hörte er das Singen.

«Also doch», schimpfte er. «Die Buben haben gut getan, mich zu rufen.»

Ohne anzuklopfen machte er die Türe auf und platzte wie ein Ungewitter in den friedlich singenden Kreis:

«Himmelseite abeinander! Was geht da vor? Haben wir einen Schulmeister angestellt oder einen Hanswurst? Wo sind die Schüler, Johannes Wepf?»

Der legte kleinlaut die Geige weg und sah erstaunt die fast leeren Bänke. Unsicher entschuldigte er sich:

«Sie müssen wohl rasch hinausgegangen sein. Eben waren sie noch alle da —.»

Der Bauer und Schulgewaltige erhob seine Stimme zu beachtlicher Stärke:

«So, eben waren sie noch da? Ich weiß es anders. Seit über einer Stunde singt Ihr da drin verrücktes Zeug und draußen strolchen die Schüler umher. Schöne Ordnung das! Wenn Ihr glaubt, wir würden Euch dafür den Lohn zahlen, so täuscht Ihr Euch. Tagediebe brauchen wir keine da in Kümmertshausen, daß Ihr es wißt!»

Die Mädchen weinten auf, der Schulmeister Johannes Wepf aber machte seinen Rücken sehr gerade und schaute dem Erbosten frei in's Gesicht:

«Mit Verlaub zu sagen, Herr Präsident — ich habe mich in nichts vergangen. Singen ist etwas Schönes und ich möchte, daß es auch die Kinder lernen. Das Lied da verdirbt niemanden, es ist zum Lobe der Heimat gemacht. Wenn ich nicht irre, wird es älter werden als Ihr und ich. Ich gehe schon, wenn es sein muß; es ist kein Vergnügen, bei Leuten leben zu müssen, die einem vor die Sonne hinstehen. Das ist, was ich sagen wollte.»

Schüchtern ließ sich das Kathrinli vernehmen: «Glaubt es ihm, Vetter Götti, das Lied ist schön, und wenn wir es können, singen wir es alle Tage.»

Nun war der Präsident auf einmal nicht mehr gar so wild.

Vielleicht spürte er innerlich, daß die neue Zeit nicht nur den Kopf, sondern auch Herz und Gemüt weckte. Brummend verließ er die Schulstube und jagte die lärmenden Schulschwänzer an die Arbeit.

Das konnte er nicht mehr hören: Drinnen spielte der Schulmeister das neue Lied vom Thurgau und langsam, aber stetig, kamen der Buben und Mädchen Stimmen dazu, also daß es zum Schlusse voll und schön klang wie ein Hymnus zum Lobe Gottes.

*

Viel später pilgerte Johannes Wepf einmal mit seiner ganzen Schule nach Weinfeld. Vor dem Grabe des Dichters Johannes Ulrich Bornhauser sangen sie das Lied und das tönte weit hinaus in den Gau der Thur und hinauf in die Wälder und Reben am Ottenberg, die der junge schwindsüchtige Seminarist verlassen mußte, als er von Heimat zu Heimat emporschwebte, zur ewigen Sonne des Friedens, die er seinem Lande als schönstes Gut gewünscht hatte.

Illustrationen von Jacques Schedler

Allen Freunden appenzellischer Literatur empfehlen wir die im Eigenverlag des Appenzeller Kalenders erschienenen Publikationen:

NEUAUFLAGE

Der Dorfplatz in Trogen

Geschichte der Familie Zellweger
von O. Zellweger, Basel

92 Seiten, im hübschen Pappband geb. 5.—

**Die Abenteuer
eines Reisläufers**

Ulrich Loppachers Söldnerleben
von Alfred Tobler

Preis Fr. 2.50

NEUAUFLAGE

**«Tar i nüd e betzeli»?
Appenzeller Spröch ond Liedli**

von Julius Ammann, fünfte Auflage
Preis broschiert Fr. 5.—